

Münaburger Zeitung

No. 149.

Sonntabend, den 25. Dezember 1909.

13. Jahrg.

Nach 25 Jahren.

Weihnachts-Erzählung von F. Kesting.

Nachdruck verboten.

Welche tiefe Stille in dem meilenweiten Forste, der sich in stummer Majestät zwischen Muir und Mähne ausbreitete! Flocke auf Flocke fiel lautlos hernieder. Immer tiefer wurde die Schneedecke, welche sich wie ein riesiges Bahrtuch um Berge und Hügel schmiegte. Bereits beugten sich die Zweige der Nottannen und Fichten unter der ungewohnten Last. Nur die Eichen reckten stark und trotzig ihr Geäst in die graue Winterluft. Unmutig rauschten die fahlen Zweige, wenn der Westwind einmal mit volleren Waden den Schnee vor sich herblies.

„Was nur, du roher Gesell“, drangs zornig aus den mächtigen Kronen. „Wir haben uns nicht gebeugt als die Wetternacht über den Eichenwald dahinbrauste und wir werden uns auch vor deinem kalten Hauche nicht beugen!“

Und der Westwind lachte und dachte: „Beugen und Wiegen — wie leicht ist es gewöhnlich gemacht, doch wie schwer, wie schwer im Lande der Westfalen.“

Fort war er und wieder fielen die Flocken hernieder, still und stetig in endloser Zahl.

Auch das Dach des Forsthauses, welches als einzige menschliche Behausung gleichsam in die Wald-einamkeit hineingeschnitten war, überzog sich mit einer weißen Haube. Aus dem Schornstein stieg blauer Rauch auf, den der Wind mit sich fortwirbelte.

Wohl eine Stunde weit war das Forsthaus von nächsten Dörfern entfernt, und der Wanderer, der an dieser Stätte vorbeikommt, bedauert im stillen die armen Menschen, die inmitten der Wildnis ihr Leben verbringen mußten. Er ahnte nicht, daß gerade hier in der Einamkeit das Glück zu Hause war.

Was sollte dem Förster und seinem jungen Weibe auch fehlen? Sie hatten bei voller Gesundheit ihr leidliches Auskommen und waren sich aufs herzlichste zugetan.

Manches Mädchen, dem eine stattliche Aussteuer gewiß war, hatte verlobten Werner, dem bildhübschen Schmiedesforster, nachgeschaut, wenn er des Sonntags aus der Kirche kam. Er aber war eines Tages in das kleine Häuschen getreten, in welchem die Witwe des vor Jahren verstorbenen Lehrers wohnte, und hatte um die Hand der blonden Else angehalten. Else konnte zwar nur eine dürftige Aussteuer ihr Eigen nennen, aber sie war von seltener Anmut und Schönheit, und ihr stilles sitzames Wesen, ihre edle Häuslichkeit harmonisierten aufs beste mit den äußeren Vorzügen.

Nach dem frühen Tode der Witwe hatte Werner in aller Stille Hochzeit gehalten und sein junges Weib ins neue Heim geführt.

Ohne Scheu war Else ihm gefolgt in die Einamkeit des Forsthauses; denn sie blickte mit grenzenlosem Vertrauen zu ihrem Werner auf und wußte, daß er sie glücklich machen werde.

Glücklich — ja, sie war es geworden in des Wortes vollster Bedeutung, so glücklich, wie nur ein Mensch werden kann, als sie nach Jahresfrist ein niedliches Mädchen, Werners getreues Abbild an ihre liebevolle Brust drückte.

Eben hatte die junge Mutter ihren Liebling in die weichen Kissen gebettet und schaute ihm mit glückseligem Lächeln ins süße Gesichtchen.

So sehr war sie vertieft in seinem Anblick, daß sie gar nicht merkte, wie Werner ins Zimmer trat. Seine Linke hielt ein Weihnachtsbäumchen, das er auf der Treppe in einem Fußte beschliffen hatte.

Glücklich sah er auf sein junges schönes Weib, das gerade einen leisen, innigen Kuß auf die Stirn des Knaben drückte.

Werner blieb regungslos an der Türe stehen, als fürchte er das stille Glück zu hören.

Else errödete, als sie sich heimlich beobachtet sah. Werner aber setzte das Bäumchen zur Seite und umarmte zärtlich die Größtende. Dann beugten sich beide über die Wiege und wohl nirgends auf der weiten Welt war das Glück ungetrübt, als in dem einsamen Waldhause.

Werner stellte das Bäumchen auf den Eichenstisch und sorglich besichtigte er an seinen Zweigen alle die bunten Sagen, die seine Frau ihm reichte.

Und als auch die Kerzen ihren Platz gefunden hatten, betrachteten beide voll Freude ihren „ersten Weihnachtsbaum.“

„Wie wird sich unser Wilhelm freuen!“ sagte der Förster. „Doch nun muß ich eilen, da ich noch einen Gang durchs Revier machen und vor einretretender Dunkelheit wieder zu Hause sein möchte.“

„Bleibe hier!“ bat Else. „Was willst du am heiligen Abend im Walde.“ „Sieh, wie es immer festiger schneit und auch der Wind immer stärker wird! Bei solchem Wetter wird kein Wilderer den Wald betreten und am heiligen Abend erst recht nicht. Da hat ein jeder für seine Lieben zu sorgen und wird sich nicht unterfangen, die heiligsten Stunden durch eine Sünde zu entweihen.“

„Das denkst du in deinem guten Herzen.“ antwortete der Förster, „die Wilderer kümmern sich wenig um den heiligen Abend. Vor zwei Jahren sagte ich gerade am Abend vor Weihnachten den berüchtigten „langen Theodor“ ab, als er den stärksten Bock des ganzen Reviers in seinem Anstrich wollte verschwinden lassen. Vielleicht ist mir heute ein ähnliches Glück beschieden.“

„Nehbe nicht von Glück“, bat seine Frau vorwurfsvoll. „Ich bete täglich zu Gott, daß er dich mit keinem der bösen Menschen möge zusammenstreffen lassen.“

„Und ich danke dir von Herzen, erwiderte er gerührt.“ „Glaube nicht, daß ich, seit dem du mein liebes Weib bist, an keinem Tage ein gleiches Gebet veranlaßt habe. Früher betrachtete ich es allerdings als ein Glück, wenn mir einer von dieser Sippe in den Weg kam.“

Mit diesen Worten hüllte er sich in seinen Mantel und zündete die kurze Pfeife an. Dann nahm er die Büchse von der Wand und gab dem treuen Untas ein Zeichen, ihm zu folgen.

Am der Türe lehnte Werner noch einmal um und schritt zur Wiege. Lange blickte er auf den schlummernden Knaben, der gerade im Schlafe lächelte.

„Er spielt mit den Engeln“, sagte die Mutter. Werner küßte die kleinen Häufchen, welche auf den Rippen ruhten, umarmte sein Weib und schritt hinaus. Else blickte ihm nach, bis ihn der Wald ihren Blicken entzog.

Auf verschneiten Wegen durchquerte Werner den Forst. Die Windsbraut fuhr jetzt mit schrillen Pfeifen durch die Bippel, und hier und da stürzte ein dünner Mist flackernd zu Boden.

Der pflichtgetreue Beamte schritt unbekümmert um Wind und Wetter weiter. Seine Gedanken waren daheim bei Weib und Kind. Er sah im Geiste den kleinen Wilhelm nach den flimmernden Kerzen blühen und seine Gändchen nach all den bunten Mitter freien. Und Else? — Sie ahnte noch gar nicht, welche große Ueberraschung ihr bevorstand. Er hatte ihr aus dem Pelzwerke erbeuteter Marber heimlich eine Garnitur anfertigen lassen. Wie würde sie sich freuen über das wertvolle Geschenk! Was mochte sie wohl für ihn angefertigt haben? Ein Fädelchen Seide, welches sie und da dem scharfen Auge des Waldmannes aufgefallen war, hatte ihm genug verraten.

Ein Geflühl hehren Glüdes erhob seine Brust und ließ ihn alle Strapazen des Dienstes vergessen.

Nun stand er am Rande einer ungefähr 100 Meter langen Lichtung: Diesseits hohe Tannen und jenseits dichter Fichtenausschlag. Auf der Lichtung stand ein Sprung Hebe, den Spiegel nach dem Winde gerichtet an den grünen Blättern der Brombeerranken äßen.

Werner sah durch die Tannen gedeckt, dem Treiben der Tiere zu. Jetzt zog er seine Uhr, es war vier Uhr nachmittags. Er hatte ja versprochen, um fünf wieder daheim zu sein, darum wurde es hohe Zeit zur Umkehr. Was sollte er auch noch hier im Forste, um welchen bereits die Dämmerung ihren grauen Schleier wab? Er stopfte von neuem seine Pfeife, schlug Feuer und drückte benglimmenden Zunder auf den Tabak.

Schon vergrub er seine Hände wieder in den Jagdmuff, mit dem ihn Else im vorigen Jahre am heiligen Abend überrascht hatte, als ihm ein eigenartliches Gebahren der Nehe auffiel. Sie hielten ihren Bindfang empor und richteten ihre Laufschon nach dem jenseitigen Eichenbestande hinüber. Nachdem sie auf diese Weise eine Zeit lang gesichert hatten, sprangen sie ab, gerade auf den Förster zu, den die dichten Tannen vollständig verbargen.

Etwa zwanzig Schritte von ihm verhoffte das Rudel und äugte nochmals zu den Eichen hinüber.

Da erdröhnte von dort der kurze Schall eines Büchschusses, und wie vom Blitze getroffen stürzte der stärkste Bock in den Schnee, während die andern Tiere mit raschen Schritten dem Dicksicht zuflühten.

Der Förster ließ rasch die Pfeife in der Tasche seines Mantels verschwinden und griff zur Büchse. Dem knurrenden Hund wies er mit erhobener Hand und strengem Blicke zur Ruhe, worauf sich das kluge Tier regungslos auf den Boden duckte. Dann spannte der Förster den Gahn seiner Büchse und harpte der kommenden Dinge.

Sein Herz pochte fast hörbar unter dem grünen Rocke. Schon öfters hatte er dem Tode ins Auge gesehen, und nie war ihm der Gedanke gekommen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen; aber heute rief ihm eine Stimme zu: „Stehre um! Niemand weiß, daß du hier bist. Denke an dein liebes Weib, an deinen herabigen Ruben! Sie stehen dir näher als der Graf, dessen Bild dir anvertraut ist. Ist es recht, daß du um eines Tieres willen das Glück der deinen aufs Spiel setzt? Was schadet dem Grafen der Verlust eines Stüdes Bild? Gehe zurück, nur heute einmal, heute, am hl. Abend!“

Aber Werners Büchsegriff trübte sich hiergegen. Er sollte ja das Feld räumen aus Furcht vor dem diebischen Gefindel? „Nimmermehr!“ klang kurz von seinen Lippen, und fester umspannte die Hand den Schaft der Büchse.

Der Nebel lag dumpfgründig auf dem Boden und sein Schweiß färbte den Schnee. Der Förster widmete ihm kaum einen Blick; sein Auge spähte scharf nach dem Rande der jenseitigen Lichtung. Dort erhob sich hinter einem dichten Wachholdergebüsch die schneebedeckte Gestalt eines Mannes. Er blickte vorsichtig umher und schritt langsam durch das Gebüsch der Brombeerranken auf das erlegte Tier zu.

Mit dem schon erlöschenden Blicke seiner schönen Augen schaute dieses den Nahenden an, und mit letzter Kraft suchte es zu entfliehen. Aber rasch entschlossen erhob der Wilderer sein Gewehr, und aus neue donnerte der Schuß durch die Stille des Waldes.

Ein Ruck ging durch den Körper des Tieres, dann brach es regungslos zusammen.

Triumphierend eilte der Frevler zu seiner Beute und betrachtete sie mit einem Blicke wilder Freude. Doch sah scharf er zusammen, denn mit erhobener Waffe trat ihm der Förster entgegen und forderte ihn zum Wegwerfen der Waffe auf.

Der Ueberraste leistete dieser Aufforderung willig Folge. Der Förster wunderte sich hierüber, denn er erkannte in dem Wilderer den vermeintlichen Burschen des benachbarten Dorfes, der sich als Kaufbold bereits einem traurigen Ruhm erworben hatte. Aber das sonderbare Benehmen des Burschen stellte sich bald genug erklärlich. Er ging einige Schritte zur Seite und rief höhnisch: „Der Förster magts Testament!“

In dem jenseitigen Augenblick blühte es hinter den Wachholderbüschen am jenseitigen Rande der Lichtung von neuem auf, und mit den Worten: „O Gott, nicht am hl. Abend!“ stürzte der Förster zu Boden.

Blitzschnell sprang darauf der Wilderer zu seinem weggeworfenen Gewehre, das er noch gerade rechtzeitig ergreifen konnte, um sich mit ihm des mutentbrannten Hundes zu erwehren, der ihn zerschneiden wollte. Mit raschen Sprüngen nahte auch schon sein Genosse, der aus dem sicheren Hinterhalte den tödlichen Schuß auf den Förster abgegeben hatte. Er schickte dem Hunde eine Schrotladung zu, worauf sich das treue Tier blutend und winfend im nahen Dicksicht verkoch. Schweigend und entsetzt starrten die beiden auf ihr Opfer, dem die Kugel die Brust zerissen hatte. Die Seele hatte die Augen hinaufgeschwungen zu jenen Höhen, wo jetzt die Engel den Lobgesang anstimmen: „Glorie sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

Die erbörenden Augen des Toten blickten die Wilderer so vorwurfsvoll an, daß sie sogar ihre Beute liegen lassen und entsetzt davon liefen. „Er hats nicht besser gewollt!“ sagte der, welcher den Schuß abgegeben hatte, und suchte sich mit diesen Worten zu beruhigen.

In den Tannen schrie eine Gule. Erschauernd schlichen die Burschen weiter dem Dorfe zu. Vom Turme erscholl der Klang der Glocken, die das Weihnachtsfest einläuteten.

„Kuck! Kuck!“ rief die Schwarzwälder Uhr des Forsthauses.
„So spät schon!“ sagte Else, und eilte geschäftig hin und her, um noch einiges zu ordnen.
Werner konnte jeden Augenblick eintreffen und da sollte alles zur Bekehrung fertig sein. Wie würde er sich wundern! Unzern Weihnachtsbaume lagen moßgeordnet all die schönen und nüglichen Geschenke: Zwei Paar dicker warmer Strümpfe, ein paar Pantoffel, in welche ein zierlicher Hirschkopf eingestickt war, ein wasserdichter Kragen und verschiedene andere, dem Weibinne hochwillkommene Gaben.

Was mochte Werner wohl für sie bereit haben? Nichts war ihr aufgefallen, so sehr sie auch auf jede Kleinigkeit geachtet hatte. Nur die Goldmarderbälge waren vom Boden verschwunden; er würde doch nicht etwa die teuren Felle —. Aber säßig hielt sie ihn wohl dazu, hatte er doch noch jüngst gesagt, daß für sein liebes Weib nichts zu sein sei. Aber wo blieb er denn; der Zeiger der Uhr war schon wieder eine Viertelstunde vorwärts gerückt, heute mußte der Ausbleiber aber wirklich eine kleine Strafpredigt haben; am hl. Abend zu spät nach Hause zu kommen, war doch auch nicht in der Ordnung. Der kleine Wilhelm, welcher lange mit einem Spielzeug hantiert hatte, wurde des Spielens überdrüssig und streckte seine Armechen nach der Mutter aus. Diese nahm ihren Liebling zu sich und reichte ihm ein Stüchlein Badnerf, das unter dem Weihnachtsbaume lag. Schon jetzt blühte der kleine nach den schimmernden Zweigen. Wie würde er erst staunen, wenn sie beim Stimmer der Kerzen erstrahlten.

5/2 Uhr. Das war ganz gegen Berners Gemüthsart — und dieses am heiligen Abend? Else wurde immer unruhiger. Mit allerlei Grübeln suchte sie das Ausbleiben ihres Mannes zu entschuldigen, aber immer weniger wollte es ihr gehen.

6 Uhr. —
Die junge Frau trat ans Fenster und warf einen Blick auf den Wald. Tiefes Dunkel rings umher. „O Herr, beschütze ihn!“ flehte ihre gequälte und einer Eingebung ihres Herzens folgend, warf sich das arme Weib vor einem Madonnenbilde nieder und bat „die Tröstlerin der Betrübten“ um Schutz und Hilfe. Die Minuten wurden zu Stunden und mit jeder Minute stieg die Angst im Herzen.

Immer wieder eilte Else auf die Straße, welche am Forsthaufe vorbei zum gräflichen Schlosse führte. Nichts war zu sehen und zu hören, nur einmal flog ein Kläuschen schreiend um die stille Stätte der Menschen.

8 Uhr. Else vermochte die quälende Ungewißheit nicht länger mehr ertragen. Sie füllte den Knaben zeit in warme Tücher ein, barg ihn unter einem schützenden Mantel und eilte, so schnell es die Füße vermochten, dem Schlosse zu. Der peinigende Wind trieb ihr die Flocken ins Gesicht. Sie füllte nicht die Unbildden der Dezembernacht, sondern eilte weiter dem Schlosse zu. Trotz Schnee und Wind legte sie den Weg in der Hälfte der gewöhnlichen Zeit zurück.

Die Familienzimmer des Grafen waren auf das prächtigste erleuchtet, helle Kinderstimmen sangen das Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“. Im Schlosse feierte man den hl. Abend.

Der Graf war aufs höchste überrascht, als ihm ein Diener die Frau des Försters meldete. Als ihm Else unter stürmenden Tränen den Grund ihres Kommens sagte, erschrak der Graf und ließ sogleich eine Anzahl von Dienern beschlehen, sich zum Aufsuche bereit zu halten.

Ein dritter Boten brachte zum Forsthaufe, um zu sehen, ob der Förster nicht unterdessen zurückgekehrt sei.

Der Boten kam zurück mit der Nachricht, das das Haus verlassen steh, das aber Ulas, der Hund des Försters, vor der Thür liegt und winnend Einlaß begehrt. Beim Scheine eines Streichholzes habe er, der Boten, sehen können, das der Hund aus mehreren Wunden blutete.

Als Else dieses hörte, brach sie mit lautem Schrei vor dem Weihnachtsbaume des Grafen, an dem jetzt nur noch einige Kerzen brannten, zusammen. Der Graf ließ die Arme in ein benachbartes Zimmer tragen und übergab sie und den Knaben der Obhut seiner Gemahlin. Kurze Zeit nachher fuhr er mit den Dienern und einigen Hundten in einem Schlitten den Forsthaufe zu. Am Weihnachtsbaume erlosch die letzte Kerze.

Es hatte mittlerweile aufgehört zu schneien. Auch der Wind ließ nach und der Vollmond, der über den Wolken emporstieg, erleuchtete mit silbernem Lichte den verdunkelten Forst. Vor der Thüre des Forsthauses lag Ulfas lang ausgestreckt, er war tot.

Von bangen Ahnungen erfüllt schritt der Graf mit seinen Dienern den Waldweg entlang, den Werner eingeschlagen hatte.

Stundenlang blieb alles Suchen vergebens und schon wollte der Graf zurückkehren, aber er dachte an das arme Weib und belahl, weiter zu suchen. Zudem war ja auch der Wald nach dem Verschwinden der Wolken fast taghell erleuchtet.

Endlich entdeckte ein Gärtnerbursche durch Zufall den starken Leichnam des Ermordeten; einer der Hunde blieb auf der Wichtung, auf welcher sich der graufüßige Vorgang abspielte hatte, stehen und schnurrte auffällig auf dem Boden umher. Der Bursche beugte sich hernieder und erblickte die Hand des Toten, die sich aus dem Schnee hervorstreckte. Entsetzt schrie er auf und rief dadurch die anderen auf die Stätte des Verbrechens.

Voll Grauen standen die Männer an der Leiche des allseitig geliebten und geachteten Mannes. Tiefer Zorn erfüllte ihre Brust über die abscheuliche That.

Lange war keiner eines Wortes mächtig. Endlich brach der Graf das Schweigen und sprach mit Tränen in den Augen: „O, könnte ich ihn wieder ins Leben zurückrufen, ich würde mit Freuden zu jedem Opfer bereit sein. Aber der Tod läßt seine Beute nicht mehr los und alles, was ich tun kann, ist, die Tugend des Toten an seinem Weibe und Kinde zu lohnen. Du aber, du Räuber alles Bösen, wirst den Mörder deinem strafenden Arme nicht entgegen lassen!“

Vom Dorfe her erscholl helles, feierliches Geläute: die Glocken riefen zur Christmette. — — —

2. Kapittel.

Fünfundzwanzig Jahre waren seit jenem Tage vergangen, und sie hatten ihre Spuren eingegraben in den Wald und in das Anliß der Menschen.

Da, wo der Förster ein Opfer seiner Pflicht geworden war, erhob sich ein Kreuz von Stein, an welchem Immergrün emporrannte.

Die hohen Tannen, die Zeugen jenes Mordmordes, waren unter der Art der Waldarbeiter gefallen. An Stelle des jungen Eichenauflages erhob sich ein bereits durchforsteter Eichenwald. Nur die Wichtung war geblieben, da der Graf ihre Aufzucht unterlag hatte. Sie sollte als Erinnerung an jene grauenvolle That eine Blüte bleiben.

Else, die schöne blonde Else, zeigte deutliche Spuren eines frühen Alters; ihre Haare waren gebleicht und ihre Augen von vielem Weinen getrübt. Der Graf, ein müder Greis, sah sinnend im Lehnstuhl. Sein ältester Sohn hatte ihm die Sorge für das umfangreiche Gut abgenommen.

Wilhelm aber, Berners Schöndee, war zu einem stattlichen Manne herangewachsen. In wohlwollender Weise hatte sich der Graf der Witwe und ihres Knaben angenommen. Es war durchaus nicht leicht geworden, die Einwilligung der Mutter zu erlangen, als Wilhelm den Wunsch äußerte, Förster zu werden. Sie fürchtete, ihrem Sohne könne auch eines Tages das Los seines Vaters zu teil werden. Wilhelm verließ bei seiner Bitte, und da auch der Graf dieselbe unterstützte, gab die Mutter, wenn auch mit schwerem Herzen, ihre Einwilligung.

Nun verließ Wilhelm schon seit einem Jahre das Amt seines Vaters und wohnte mit der Mutter wieder in dem einsamen Forsthaufe.

Und wieder war es hl. Abend. Das Jahr schien vorüber gehen zu wollen, ohne durch eine Schneedecke die schlafende Natur einzubüllen, aber ein schneidender Wind piff durch die Kronen der Bäume.

Wilhelm hatte einen ausgezeichneten Bruch an dem bemoohten Waldbesee niedergelegt. Voll stiller Wehmut schaute er zu der Stelle, wo der teure Verstorbenen dereinst mit seinem Blute den Schnee gerätet hatte.

Eine Träne rann aus dem Auge des jungen Försters, als er jener unseligen That gedachte, die ihm den Vater geraubt hatte, ehe er das Wort „Vater“ auszusprechen vermochte.

Langsam schritt er von dannen, um den Heimweg einzuschlagen. Die strahlen Strahlen der Sonne brachen sich flammend in dem glühenden Eise, unter welchem die Waldbäume dumpf murrend dahingogen. Sonst schien jedes Leben unter dem eisigen Hauche des Winters erloschen zu sein.

„Och hoch!“ Wie dort in den Fichten die Häher schreien! Es mußte etwas Ungewöhnliches sein, was die scheuen Tiere zu solchem Gezeier veranlaßte. Was mochte es bedeuten? Vielleicht ein Hirsch oder ein Wildschwein? Jedenfalls aber nicht ein Fuchs, welchem einer der Häher zur Beute geworden war.

Wer sollte auch sonst die Vögel in solch ungewöhnliche Aufregung bringen? Von Wilderern hatte der Förster längere Zeit nichts mehr vernommen; sie schienen insofern seiner unablässigen Verfolgungen das Revier ganz zu meiden.

Wilhelm duckte sich hinter den mächtigen Stamm einer Eiche und spannte die Habne seines Gewehrs, um womöglich des Fuchses roten Pelz noch als gute Beute mit auf den Heimweg zu nehmen.

Groß war aber sein Erstaunen, als sich die Fichtenzweige vorsichtig teilten und zwei Männer, jeder mit einem Gewehre bewaffnet, das Dickicht verließen.

Ahnungslos naheten sie sich seinem Versteck. Der junge Förster erblickte. Zwei gegen einen und wieder am heiligen Abend! „O, Gott hilf mir, meiner armen Mutter zu Liebe!“ so flehte er

aus Tiefe seines Herzens. Noch wäre es Zeit gewesen, dem Kampfe auszuweichen, aber „Lieber sterben!“ dachte der Förster und blieb. Ein wilder Zorn ersetzte sein sonst so weiches Herz. Er dachte an den Tod seines Vaters und an den Stummer seiner geliebten Mutter. Mit eiserner Energie umspannte er seine Waffe, fest gewillt, keine Mühsicht zu gebrauchen, sobald die Wilderer bei dem unvermeidlichen Zusammenstoße sein Leben bedrohen würden.

Immer näher kamen die beiden heran. Die Gewehre hatten sie am Niemen um den Hals gehängt und die Hände wegen der grimmigen Kälte tief in die Taschen gesteckt. Schon waren sie so nahe, daß der Förster ihre Gesichter deutlich unterscheiden konnte; er erkannte zwei als Wilderer berüchtigte Subjekte.

Jetzt waren sie bis auf 20 Schritte herangekommen. Bischnell sprang Wilhelm hinter dem Baume hervor und forderte mit erhobenem Gewehre die entsetzt ausblickenden Wilderer auf, sich zu ergeben.

Der eine antwortete mit einem wilden Schuch und beide griffen zu ihren Waffen. Doch ehe sie dieselben zur Hand hatten, kratzte es zweimal aus des jungen Försters Gewehre. Die Waffen entfielen den Händen der Wilderer und mit großem Aufschrei stürzte der eine stücklings zu Boden, während der andere belos zusammenbrach.

Nach sprang Wilhelm wieder hinter den nächsten Baum und machte sich in liegender Haltung von neuem schußfertig, aber es wurde ihm kein Widerstand mehr entgegengesetzt. Nur ein schmerzliches Stöhnen drang von dort her, wo die beiden Gestorbenen lagen.

Vorsichtig näherte sich Wilhelm ihnen. Das Anliß des einen zeigte bereits deutliche Spuren des Todes und gewährte einen wahrhaft erschreckenden Anblick. Mit einem Fluche auf den Lippen, die Hand zum Mord erhoben, ward der Wilderer vor seinem Richter gerufen. Der zweite hatte die Augen geschlossen. Fahle Blässe bedeckte das Gesicht und das Blut stürzte aus dem Munde in den struppigen Bart.

Wilhelm kniete neben ihm nieder. Aus einer Flasche, die er in der Rocktasche des Sterbenden entdeckte, schöpfte er diesem etwas Branntwein ein.

Das brachte den schon Verwundten wieder zum Leben zurück. Mit stieren Augen blinnte er den Förster an, um sie sogleich wieder mit einem Ausdruck des Schreckens zu schließen.

„Kann ich noch etwas tun?“ fragte Wilhelm, „ich will gehen und den Arzt und den Seelsorger holen.“

„Weißt!“ küßerten die Lippen des Sterbenden. „Beide würden zu spät kommen. Es geht zu Ende — am heiligen Abend! Es war recht so. Heute vor 25 Jahren hat der da Ihnen Vater erschossen — und ich war mit dabei. Heute tritt uns die Rache durch die Hand des Sohnes. Gottes Mühlen mahlen langsam.“

Wilhelm sprang entsetzt vom Boden auf. Er stand an der Seite dessen, der vor 25 Jahren mit ruhiger Ueberlegung seinem Vater das tödtliche Blei zugeleitet hatte. Nun hatte das furchtbare Verbrechen durch die Hand des eigenen Sohnes seine Sühne gefunden.

„Gottes Mühlen mahlen langsam“, hatte der Sterbende lobend gesagt. Wilhelm fühlte sich aufs tiefste ergriffen von der furchtbaren Wahrheit dieses Wortes.

Die Augen des Schmerzverwundeten richteten sich in stummer Bitte auf ihn, als wollten sie etwas ersehen. Zwar fühlte der junge Förster einen tiefen Mitleid gegen den Menschen, aber die Nähe des Todes veranlaßte ihn, neben dem Gestorbenen niederzuknien, und das Ohr zu seinem Munde zu neigen, um dessen letzte Worte zu vernehmen. „Verzeihung,“ flüßelte er nur mit verflüchtender Stimme.

„Verzeihen,“ dachte Wilhelm, „ihm, der mit frevelnder Hand teilgenommen hat an dem Mord meines Vaters?“ Sein ganzes Innere bäumte sich dagegen auf, die erste Verzeihung zu gewähren, aber das brechende Auge des Wilderers wiederholte noch einmal die Bitte, welche der Mund nicht mehr zu sprechen vermochte.

Da beugte sich Wilhelm zu dem Sterbenden herab, ergriff dessen Hand und sprach mit tränenerfüllter Stimme: „Ich verzeihe Euch! Möge Euch Gott ein gnädiger Richter sein.“

Das Haupt des Wilderers sank zur Seite, er stand vor Gott. Erschüttert entblöhte der junge Förster sein Haupt und betete ein stilles Vaterunser.

„Ging da nicht statt des Windes ein Säuwel durch die mächtigen Kronen? Es war der Engel des Friedens, der des Sohnes Gebet für die Mörder seines Vaters hinaustrug zu dem, der dereinst gesprochen hatte: „Lieber Eure Feinde!“

Die letzten Strahlen der sinkenden Sonne beleuchteten das Anliß der Toten. Vom Turme der Dorfkirche erscholl helles Glockengeläute und verkündete den Menschen, daß der heilige Abend seinen Anfang nahm.

— Ende. —



Mnaburger Zeitung

No. 149.

Sonnabend, den 25. Dezember 1909.

13. Jahrg.

Nach 25 Jahren.

Weihnachts-Erzählung von F. Kesting.

Nachdruck verboten.

Welche tiefe Stille in dem weitenweiten Forste, der sich in stummer Majestät zwischen Nubur und Mähne ausbreitete! Flocke auf Flocke fiel lautlos herrieder. Immer tiefer wurde die Schneedecke, welche sich wie ein riesiges Bahrtuch um Berge und Hügel schmiegte. Bereits beugten sich die Zweige der Nottannen und Fichten unter der ungewohnten Last. Nur die Eichen reckten stark und trotzig ihr Geäst in die graue Winterluft. Unmutig rauschten die fahlen Zweige, wenn der Westwind einmal mit volleren Backen den Schnee vor sich herblies.

„Was nur, du roher Gesell“, drangs zornig aus den mächtigen Kronen. „Wir haben uns nicht gebeugt als die Wetternacht über den Eichenwald dahinbrauste und wir werden uns auch vor deinem kalten Gauche nicht beugen!“

Und der Westwind lachte und dachte: „Beugen und Wiegen — wie leicht ist's gewöhnlich gemacht, doch wie schwer, wie schwer im Lande der Westfalen.“

Fort war er und wieder fielen die Flocken hernieder, still und stetig in endloser Zahl.

Auch das Dach des Forsthauses, welches als einzige menschliche Behausung gleichsam in die Wald-einamkeit hineingeföhrt war, überzog sich mit einer weißen Haube. Aus dem Schornstein stieg blauer Rauch auf, den der Wind mit sich fortwirbelte.

Wohl eine Stunde weit war das Forsthaus vom nächsten Dorfe entfernt, und der Wanderer, der an dieser Stätte vorbeikam, bedauerte im stillen die armen Menschen, die inmitten der Wildnis ihr Leben verbringen mußten. Er achte nicht, daß gerade hier in der Einamkeit das Glück zu Hause war. Was sollte dem Förster und seinen jungen Weibe auch fehlen? Sie hatten bei voller Gesundheit ihr leidliches Auskommen und waren sich aufs herzlichste zueinander.

Manches Mädchen, dem eine stattliche Aussteuer gewiß war, hatte verlobt Werner, dem bildhübschen schmalen Förster, nachgeschaut, wenn er des Sonntags aus der Kirche kam. Er aber war eines Tages in das kleine Häuschen getreten, in welchem die Witwe des vor Jahren verstorbenen Lehrers wohnte, und hatte um die Hand der blonden Else angehalten. Else konnte zwar nur eine dürftige Aussteuer ihr Eigen nennen, aber sie war von seltener Unmut und Schönheit, und ihr stilles sitzames Wesen, ihre echte Häuslichkeit harmonierten aufs beste mit den äußeren Vorzügen.

Nach dem frühen Tode der Witwe hatte Werner in aller Stille Hochzeit gehalten und sein junges Weib ins neue Heim geführt.

Ohne Scheu war Else ihm gefolgt in die Einamkeit des Forsthauses; denn sie blickte mit grenzenlosem Vertrauen zu ihrem Werner auf und wußte, daß er sie glücklich machen werde.

Glücklich — Ja, sie war es geworden in des Wortes vollster Bedeutung, so glücklich, wie nur ein Mensch werden kann, als sie nach Jahresfrist ein niedliches Knäbchen, Werners getreues Abbild an ihrer lieben warmen Brust drückte.

Eben hatte die junge Mutter ihren Liebling in die weichen Kissen gebettet und schaute ihm mit glückstrahlendem Auge ins süße Gesichtchen.

— So sehr war sie vertieft in seinem Anblick, daß sie gar nicht merkte, wie Werner ins Zimmer trat. Seine Linke hielt ein Weihnachtsbäumchen, das er auf der Tenne in einem Fuße befestigt hatte.

Glücklich sah er auf sein junges schönes Weib, das gerade einen leisen, innigen Kuß auf die Stirn des Knaben drückte.

Werner blieb regungslos an der Türe stehen, als fürchte er das stille Glück zu stören.

Else erödete, als sie sich heimlich beobachtet sah. Werner aber legte das Bäumchen zur Seite und umarmte zärtlich die Erdtönde. Dann beugten sich beide über die Wiege und wohl nirgendwo auf der weiten Welt war das Glück ungetrübt, als in dem einsamen Waldhause.

Werner stellte das Bäumchen auf den Eschentisch und sorglich befestigte er an seinen Zweigen all die bunten Sachen, die seine Frau ihm reichte.

Und als auch die Kerzen ihren Platz gefunden hatten, betrachteten beide voll Freude ihren „ersten Weihnachtsbaum.“

„Wie wird sich unser Wilhelm freuen!“ sagte der Förster. „Doch nun muß ich eilen, da ich noch einen Gang durchs Revier machen und vor eintretender Dunkelheit wieder zu Hause sein möchte.“

„Weibe hier!“ bat Else. „Was willst du am heiligen Abend im Walde.“ „Sieh, wie es immer heftiger schneit und auch der Wind immer stärker wird! Bei solchem Wetter wird kein Wilderer den Wald betreten und am heiligen Abend erst recht nicht. Da hat ein jeder für seine Lieben zu sorgen und wird sich nicht unterfangen, die heiligsten Stunden durch eine Sünde zu entweihen.“

„Das denkst du in deinem guten Herzen.“ antwortete der Förster, „die Wilderer kümmern sich wenig um den heiligen Abend. Vor zwei Jahren sagte ich gerade am Abend vor Weihnachten den berüchtigten „langen Theodor“ ab, als er den stattlichsten Bock des ganzen Reviers in seinem Kutschad wollte verschwinden lassen. Vielleicht ist mir heute ein ähnliches Glück beschieden.“

„Nede nicht von Glück“, bat seine Frau vorwurfsvoll. „Ich bete täglich zu Gott, daß er dich mit keinem der bösen Menschen möge zusammentreffen lassen.“

„Und ich danke dir von Herzen, erwiderte er gerührt.“ „Glaube nicht, daß ich, seit dem du mein liebes Weib bist, an keinem Tage ein gleiches Gebet verümt habe. Früher betrachtete ich es allerdings als ein Glück, wenn mit einer von dieser Sippe in den Weg kam.“

Mit diesen Worten hüllte er sich in seinen Mantel und zündete die kurze Pfeife an. Dann nahm er die Büchse von der Wand und gab dem treuen Unfas ein Zeichen, ihm zu folgen.

An der Türe lehnte Werner noch einmal um und schritt zur Wiege. Lange blickte er auf den schlummernden Knaben, der gerade im Schlafe lächelte.

„Er spielt mit den Engeln.“ sagte die Mutter. Werner küßte die kleinen Häutchen, welche auf den Kissen ruhten, umarmte sein Weib und schritt hinaus. Else blickte ihm nach, bis ihn der Wald ihren Blicken entzog.

Auf verschneiten Wegen durchquerte Werner den Forst. Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Der Wind umhüllte ihn wie ein dünner Schleier. Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Er dachte an die vielen Jahre, die er als Förster im Dienste des Königs verbracht hatte.

Etwa zwanzig Schritte von ihm verhoffte das Rudel und äugte nochmals zu den Eichen hinüber.

Da erdrönte von dort der kurze Schall eines Büchschusses, und wie vom Blitze getroffen stürzte der stärkste Bock in den Schnee, während die andern Tiere mit raschen Schritten dem Dickicht zueilten.

Der Förster ließ rasch die Pfeife in der Tasche seines Mantels verschwinden und griff zur Büchse. Dem knurrenden Hund wies er mit erhobener Hand und strengem Blicke zur Ruhe, worauf sich das fluge Tier regungslos auf den Boden drückte. Dann spannte der Förster den Bahn seiner Büchse und hartete der kommenden Dinge.

Sein Herz pochte fast hörbar unter dem grünen Rock. Schon öfters hatte er dem Tode ins Auge gesehen, und nie war ihm der Gedanke gekommen, der Gefahr aus dem Wege zu gehen; aber heute rief ihm eine Stimme zu: „Nehre um! Niemand weiß, daß du hier bist. Denk an dein liebes Weib, an deinen herzigen Bubel! Sie stehen dir näher als der Graf, dessen Bild dir anvertraut ist. Ist es recht, daß du um eines Tieres willen das Glück der deinen aus Spiel legst? Was schadet dem Grafen der Verlust eines Stückes Wild? Gehe zurück, nur heute einmal, heute, am hl. Abend!“

Aber Werners Pflichtgefühl trübte sich hiergegen. Er sollte heute das Feld räumen aus Furcht vor dem diebischen Gesindel? „Wimmermeier!“ rangs kurz vor seinen Lippen, und fester umspannte die Hand den Schaft der Büchse.

Der Nebel lag dumpfdrückend auf dem Boden und sein Schweiß färbte den Schnee. Der Förster widmete ihm kaum einen Blick; sein Auge spähte scharf nach dem Rande der jenseitigen Lichtung. Dort erhob sich hinter einem dichten Wacholdergebüsch die schneebedeckte Gestalt eines Mannes. Er blickte vorsichtig umher und schritt langsam durch das Gestrüch der Brombeerranten auf das erlegte Tier zu.

Mit dem schon erlöschenden Blicke seiner schönen Augen schaute dieses den Nahenden an, und mit lester Kraft suchte es zu entfliehen. Aber rasch entschlossen erhob der Wilderer sein Gewehr, und aufs neue donnerte der Schuß durch die Stille des Waldes.

Ein Juden ging durch den Körper des Tieres, dann brach es regungslos zusammen.

Triumphierend eilte der Frevler zu seiner Beute und betrachtete sie mit einem Blicke wider Freude. Doch jäh schrak er zusammen, denn mit erhebener Waffe trat ihm der Förster entgegen und forderte ihn zum Wegwerfen der Waffe auf.

Der Ueberraschte leistete dieser Aufforderung willig Folge. Der Förster münderte sich hierüber, denn er erkannte in dem Wilderer den verwegenen Burschen des benachbarten Dorfes, der sich als Raufbold bereits einen traurigen Namen erworben hatte. Aber das sonderbare Benehmen des Burschen stellte sich bald genug erklärlich. Er ging einige Schritte für Seite und rief höhnlich: „Der Förster macht's Testament!“

In demselben Augenblicke blickte es hinter den Wacholderbüschen am jenseitigen Rande der Lichtung von neuem auf, und mit den Worten: „O Gott, nicht am hl. Abend! stürzte der Förster zu Boden.“

Blitzschnell sprang darauf der Wilderer zu seinem weggeworfenen Gewehre, das er noch gerade rechtzeitig ergreifen konnte, um sich mit ihm des mutentbrannten Hundes zu erwehren, der ihn zerreihen wollte. Mit raschen Sprüngen nahe auch schon sein Genosse, der aus dem sicheren Hinterhalte den tödlichen Schuß auf den Förster abgegeben hatte.

Er schickte dem Hunde eine Schrotladung zu, worauf sich das treue Tier blutend und winkend im nahen Dickicht verkroch. Schneidend und entsetzt starrten die beiden auf ihr Opfer, dem die Klinge die Brust zerrissen hatte. Die Seele hatte sich schon hinausgeschwungen zu jenen Höhen, wo jetzt die Engel den Lobgesang anstimmen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

Die erlöschenden Augen des Toten blickten die Wilderer so vorwurfsvoll an, daß sie sogar ihre Beute liegen liegen und entsetzt davon liefen. „Er hats nicht besser gewollt!“ sagte der, welcher den Schuß abgegeben hatte, und suchte sich mit diesen Worten zu beruhigen.

In den Tannen schrie eine Gule. Erschauernd schlichen die Burschen weiter dem Dorfe zu. Vom Turme erscholl der Klang der Glocken, die das Weihnachtsfest einläuteten.

